Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine

Herausgeber: Schweizer Heimatschutz

Band: 35 (1940)

Heft: 3

Artikel: Ansprache des Obmanns Dr. G. Boerlin am Jahresbott vom 6. Oktober 1940 in Schaffhausen

Autor: Boerlin, G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-173080

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ansprache des Obmanns Dr. G. Boerlin

am Jahresbott vom 6. Oktober 1940 in Schaffhausen

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß wir alle unter einem stillen Druck stehen und beklommen sind darüber, was unserem Vaterlande in einer näheren Zukunft beschieden ist. Da mag es an einer Zusammenkunft wie der unsern angebracht sein, diese Zukunftsfragen mit dem zu verbinden, was wir unter Heimat verstehen, und die Möglichkeit und Grade einer Gefährdung ins Auge zu fassen. Wie immer die geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sich gestalten, die Berge, die wir die unsern nennen, werden weiter aufragen und im Sonnenglanze erstrahlen, unberührt von unserem Schicksal; die Flüsse, die zu unserer Heimat gehören, rauschen weiter. Auch für die menschlichen Werke, unsere Siedlungen als Dörfer und Städte, brauchen keine schädlichen Veränderungen befürchtet zu werden. Ja, man kann dem ketzerischen Gedanken einen Augenblick Raum geben, daß große Werke, welche starke Eingriffe in das gewordene Landschaftsbild bringen, unter einem stärkeren und gewaltsamer zugreifenden Willen, als er sonst bei uns aufgebracht wird, und unter Einsetzung unbeschränkter Mittel, mit größerer Schonung der landschaftlichen Schönheit zustande kommen könnten. Aber wie müßte das auf uns wirken, wenn dieser Wille ein fremder ist? Diese Frage zeigt, wessen man sich sonst nicht so ohne weiteres bewußt wird, daß zum Land auch das Volk in unlöslicher Beziehung steht, wenn von Heimat gesprochen werden kann. Die Bezeichnung an der Landesausstellung „Volk und Heimat", so gut sie klingt und einem eingeht, ist deshalb nicht ganz richtig, weil eben zum Begriff der Heimat das Volk dazu gehört. Das Wort „Volk" ist vielen Deutungen unterworfen, hat auch bisweilen einen abschätzigen Klang; für uns bedeutet es etwas Höchstes: nicht etwa die stimmfähige Bevölkerung allein, vielmehr gehören die Frauen so sicher zum Volk wie die Männer, die Vorfahren wie das gegenwärtige Geschlecht, welches die lebendige Eigenart den Nachkommen zu überliefern hat. Das Volk ist das verkörperte Volkstum, worunter die Summe der Kräfte zu verstehen ist, welche immer wieder die Eigenart eines Menschenschlages auf bestimmtem Grund und Boden offenbart. Erschlaffen diese Kräfte, so verwischt das Eigen-

tümliche, und damit der Anspruch auf eigengestaltetes Dasein. Das Wort Volkstum begegnet bei uns einem gewissen Mißtrauen, aber ich wüßte nicht, wie man anders die Quelle bezeichnen sollte, aus der das besondere Wesen einer Menschengemeinschaft hervorgeht.

Gewisse Bekundungen dieses unseres Volkstums könnten, selbst von einem fremden Willen überzogen, weiter zu Tage treten: man kann weiter gut bauen, sofern nicht eine allgemeine Lähmung überhaupt eintritt, und man kann unter diesem Vorbehalt wie bisher reden und singen, gedämpfter sicher, aber auch inniger, wie etwa die Serben nach ihrer furchtbaren Niederlage auf dem Amselfelde (1389) ihre Volkslieder und ihre Sprache bewahrt und sich innerlich daran immer wieder emporgerichtet haben. Dagegen gibt es ein anderes Gebiet, worin ein Volk in höchster Weise seine Eigenart bekundet und auf welchem es auch um so tiefer getroffen wird, wenn ein fremder Wille hier maßgebend ist: ich meine die Art und Weise, wie es seine Angelegenheiten selber ordnet und verwaltet. Dieser allgemeine Ausdruck wird gewählt, weil er sich fern von allen politischen und staatsrechtlichen Begriffen hält. Für das Bild der Heimat ist es nicht wichtig, ob man, so wie man baut, das als gotisch oder barock bezeichnet; wichtiger als die Stilform ist, ob es aus dem Herkommen geschieht, und wo es neue Bedürfnisse zu befriedigen gilt, ob aus einer heimatlichen Grundrichtung aus der allgemeinen Gesinnung und Lebenshaltung. Man nennt die Form, in der wir unsere Angelegenheiten ordnen und verwalten, die demokratische. Klammern wir uns nicht so sehr an das Wort, halten wir aber um so fester an der Sache. Die Bezeichnung fordert nämlich zu einer zweifachen Kritik heraus: einmal ist unser Volk kein demos, und zweitens handelt es sich nicht um Herrschaft, oder soll es sich nicht darum handeln. Herrschaft über wen: der 51 über die 49? als äußerste Konsequenz des unentbehrbaren Grundgesetzes der Majorität. Ja, Herrschaft des Volkes über sich selbst, das wäre eine andere Sache! In jeder Gemeinschaft gibt es eine ideale Vorstellung, ob sie nun selten oder vielleicht gar nie erreicht wird, ein Ziel, nach dem gestrebt wird. Unsere ideale Vorstellung, meine ich, gehe nun nicht auf Herrschen und Befehlen, sondern auf Beraten und Sich-Verständigen. Gegenseitiges Sich-Aussprechen, das Sich-Näher-Kommen mag einen Grundsatz einmal schmälern, bringt aber eine volksgemäße Lösung. Man spricht da öfters spöttisch von einem Kuhhandel, aber das ist ein Zerrbild, angebracht für häßliche Erscheinungen, die auch hier nicht fehlen, aber, allgemein verwendet, äußerst ungerecht. Doch

soll hier nicht die Grundsatzlosigkeit gepriesen sein: ein stetes Schwanken und Sich-nach-dem-Winde-Richten. In höchsten Dingen soll nicht gemarktet werden, aber für das tägliche Leben möchte ich das Sich-Entgegenkommen als unsere treffliche heimatliche Richtschnur loben.

Als im Kanton Glarus einmal ein vom Landammann empfohlenes Gesetz von der Landsgemeinde verworfen worden war, ergriff der Landammann das Wort und sagte: „Liebe Landsleute, ich kann diese Abstimmung nicht annehmen, das ist nicht zum Wohl des Landes. Ihr müßt euch die Sache noch einmal überlegen und nicht aus Verärgerung entscheiden." So oder ähnlich, nur viel markiger sprach der Landammann, ließ nochmals abstimmen, und diesmal wurde das Gesetz angenommen. Ob er verfassungsmäßig gehandelt hatte, bleibe dahingestellt; jedenfalls hat der Vorgang antike Größe: einmal, daß der Landammann so zum Volke reden durfte, und daß dieses nicht in eine „Nun erst recht nicht"-Stimmung sich treiben ließ. Beide Teile stehen in hellstem Lichte da und haben Sie, meine verehrten Zuhörer, nicht auch das beglückende Gefühl, daß der Tag, an dem sich dies ereignete, einer der schönsten in unserem heimatlichen Leben war und daß ein solches Vertrauensverhältnis die ideale Lösung des Problemes „Führung und Volk" bedeutet? Freilich braucht es dazu einen Landammann vom alten Schrot und Korn, schon in der äußeren Erscheinung — auch zur Kardinalswürde werden keine Knirpse gewählt — der geachtetste Mann im Lande, von würdevoller Lebenshaltung überhaupt, der sich nicht gemein mit den Leuten zu machen braucht, aber dem gemeinen Manne das Wort gönnt. Auf der andern Seite steht ein Volk, kein zusammengewürfelter Menschenhaufen, alt-angesessen, mit Grund und Boden verwurzelt, nicht von scheelsüchtigem Neide gegen den Wohlhabenden erfüllt, seines eigenen Wertes wohl bewußt und deshalb fähig, ohne sich etwas zu vergeben, der besseren Einsicht zu folgen. Man möchte gerne noch bei diesem Bilde weilen, aber ich muß ein anderes in Ihre Erinnerung rufen: Es war auf der Höhenstraße der Landesausstellung das Bild eines Gemeinderates zu sehen, eines kleineren Gemeinwesens, eines Dorfes oder eines Städtchens. Aus der Knabenzeit ist gewiß dem Einen oder Andern unter Ihnen ein beiläufiges Wort des Vaters oder eines andern älteren Mannes haften geblieben, das gar nicht besonders betont war, aber aus unerklärlichen Gründen nicht vergessen worden ist. So sagte einmal mein Vater, der ein Mann der Zeitung war und viel aus kantonalen und Bundesversammlungen zu berichten hatte: unter allen Rednern, die er gehört habe, würden

die Zürcher Bauern am gescheitesten in den Räten ihre Ansicht äußern. Daran mußte ich denken, als ich jenes Bild an der Landesausstellung sah: und diese Männer mit kurzgeschorenen festen Alemannenköpfen, voller Ernst und natürlicher Würde von ihrer Aufgabe erfüllt. Das Volk sehen wir nicht auf dem Bilde, aber es ist auch nicht nötig, denn jedes der Ratsmitglieder verkörpert es und erscheint als sein Vertreter. Und noch ein drittes, viel unbedeutenderes, aber alltägliches Erlebnis: Für den Erweiterungsbau unseres Gerichtshauses war ich von der Großratskommission zugezogen. In den zwei ersten Sitzungen gingen die Meinungen ziemlich durcheinander, bis dann ein kluger Baumeister, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort ergriff und das Wesentliche hervorhob, sodaß dann aus dem Her und Hin ein guter Entwurf hervorging. Das Volk war auch hier nicht zu sehen; aber die gemeinsame Arbeit ließ doch den Hauch verspüren, sich gegenseitig zu verstehen und etwas für das Gemeinwesen Ersprießliches zustande zu bringen.

Wäre das öffentliche Wesen nur eine Wohlfahrtsanstalt, so könnte man sich auch hier denken, daß sie an sich unter einem fremden Willen nicht notwendig zu leiden brauchte. Das öffentliche Wesen ist aber mehr: der Boden, auf dem sich allein die höchste Offenbarung eines Volkstums, eben wie es seine eigenen Angelegenheiten ordnet und verwaltet, betätigen kann. Hier einem fremden Willen unterworfen zu sein, heißt ihm den Lebensodem abschnüren. Sie werden fragen, warum ich nicht einfach von Freiheit und Unabhängigkeit spreche. Gewiß stünde dieser viel begangene Weg offen: allein diese hohen erhabenen Worte, an denen sich immer edelste Leidenschaft eines Volkes entfachen wird, laufen Gefahr, zuviel verwendet zu werden und deshalb in ihrer Hoheit einzubüßen. Sie sind mit edelstem Gefühl beladen, aber nicht reich an wirklicher Anschauung. Deshalb wollte ich in den gezeigten Bildern diese Worte mit *heimatlichem,* faßlichem Inhalt versehen: nicht politische oder staatsrechtliche Ausführungen machen.

Nun sollte ich wohl mit einem stolzen Worte schließen, mit einem hellen Trompetenton, der aufrichtet, oder mit dem freudig-gläubigen sursum corda der frühen Christen. Es kann niemand aus seiner Art, und so möchte ich in aller Schlichtheit, jedoch aus Innerstem mit der Mahnung und dem Wunsche schließen: Laßt uns in Treue weiter und noch enger zusammenhalten, in Treue gegenüber unserem Herkommen, und in Treue mit Hinblick auf unsere Nachkommen, denen beschieden ist, in diesem geliebten Heimatland zu leben.